Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

Fünfter Jahrgang. No. 28.

Sonnabend, den 7ten July 1804.

Erklärung des Kupfers.

Das Schloß Lohmen in Sachsen.

Das Schloß liegt auf einem Sandsteinfelsen, der aus Geschieben besteht. Er ist in der Mitte geborsten, und hat einen so großen Vorsprung, daß es scheint, er werde einstürzen. Dicht an seinem Fuß, unter seinem Ueberhange hin, fließt die ruhige Wesenitz, in deren Fluthen sich die romantische Veste spiegelt.

Das Schloß ist jetzt größtentheils neu erbaut, und hat, außer seiner reizenden Lage nichts merkwürdiges. (Siehe die mahlerischen Wanderungen durch Sachsen von Engelhardt und Veit 1 Heft.)

Ueber die schöne Kunst
an eine Freundin.
II. Brief.

Lassen Sie uns nun noch einmal den Begrif der schönen Kunst im Allgemeinen untersuchen, und sehen, was alle schönen Künste mit einander gemein haben. Dies besteht darin:

„daß in allen etwas Geistiges, in uns empfun„denes, gedachtes oder angeschautes, mit etwas „Sinnlichem bezeichnet, oder außer uns durch „etwas Sinnliches dargestellt wird."

Der Tonkünstler stellt seine Empfindungen durch Töne, der Bildekünstler seine Anschauungen durch Gestalten und Massen dar. Der Mensch hat überhaupt einen, mit seinem Leben innigst verbundenen Trieb, alles was er in sich selbst, als sein Eigenthum hervorbringt, aus sich heraus, in die Sinnenwelt zu setzen, es darzustellen, und das, dem Menschen beiwohnende Vermögen dies zu können, hat der Kunst ihre Wirklichkeit gegeben.

Daher kommt es nun, daß wir in dem Anschauen gelungener Kunstwerke ein so großes Wohlgefallen empfinden. Dies Wohlgefallen entspringt nehmlich unmittelbar aus der Vorstellung des Gelingens, das Geistige in uns, durch etwas Sinnlichen außer uns darzustellen; es entspringt aus der Vorstellung der überwundenen äußern Hindernisse; aus dem Gefühl der Ueberlegenheit des Geistes über die Sinnenwelt, in welcher er, frei und ungebunden durch äußere Zwecke, sein Geschöpf darstel-

len kann. Daher kommt es denn auch, daß wir den Werth eines Kunstwerks z. B. eines Gemähldes, nur nach dem Gelingen desselben, nicht aber nach dem Gegenstande schätzen, den es darstellt; daß wir unter dem Ausdruck: ein schönes Gemählde, nicht ein Gemählde verstehen, das einen schönen Gegenstand darstellt, sondern das schön gemacht, das in der Darstellung gelungen ist, sollte der Gegenstand an sich auch häßlich seyn; z. B. den Kopf eines alten häßlichen Weibes u. s. w.

Wir können überhaupt, über das Schöne an sich, nur auf eine Weise urtheilen, wir mögen es in einem Kunstproduct oder in einem Naturproduct finden; und es ist nus schlechterdings unmöglich etwas — z. B. einen Zug des Gesichts — in einem Kunstwerke schön zu finden, wenn wir ihn in der Natur häßlich finden würden; gleichwohl gefällt uns eben derselbe Gegenstand als Kunstwerk, den wir in der Natur verabscheuen — eine Erscheinung, die nach dem Obigen sehr begreiflich ist. Wollen Sie noch ein deutlicheres Beispiel, aus einer andern Kunst haben, so finden Sie es in der Schauspielkunst. Ein Franz Moor, wie ihn der Dichter schildert, ist in der Natur, mit seinem charakteristischen Aeußern, mit seinen Mienen und Gebehrden, in welchen sich sein unruhiger Geist, sein schwarzer Charakter und sein von niedrigen Leidenschaften zerrißnes Herz mahlt, ein Gegenstand, der unserem sittlichen Gefühle anekelt; auf der Bühne hingegen sehen wir ihn, von einem großen Künstler, wahr und treffend dargestellt, dennoch mit innigem Wohlgefallen! das macht, wir trennen den wirklichen Charakter des Franz, wie die Person des Künstlers, von sei-

ner Darstellung, und halten uns bloß an dem Kunstwerke; und freuen uns wenn es gelingt.

Das Wohlgefallen an der Kunst überhaupt, das, was uns eigentlich Kunstwerke werth macht, liegt also tiefer als das Wohlgefallen am Schönen selbst. Dies letztere muß das Kunstproduct mit dem Naturproduct theilen, das erstere hat es ausschließend. Der letzte Grund des erstern ist die lebendige Kraft in mir selbst, der Gegenstand des zweiten ist das Product dieser Kraft. Das Kunstwerk als solches, prüf' ich unmittelbar an der lebendigen Kraft meines Geistes, die ich in dasselbe übertrage, um zu erfahren, mit welcher Freiheit, oder Ueberlegenheit sie in der Hervorbringung des Werks wirkte; seine Schönheit prüf' ich an dem Ideale des Schönen, das sich meine Einbildungskraft in der Erfahrung gebildet hat.

Das Schöne selbst, was in der Form und Farbe der Dinge seinen Grund hat, ist weiter einer eigentlichen Definition eben so wenig fähig, als die grüne und rothe Farbe, oder eine andre unmittelbare Sinnenempfindung.

Lassen Sie sich übrigens, meine Freundin! durch das Trockne, was auch diesem Briefe anklebt, nicht abschrecken — wir haben bald die unbehagliche Bahn der vorläufigen Untersuchungen zurück gelegt, und werden uns auch dann auf den schönen Gefilden der Kunst für diesen Weg schadlos halten können!

Beschreibung eines glänzenden Festes, aus dem 15ten Jahrhundert.

Ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks.

Herzog Philipp der Gute von Burgund, gab seinen Hofleuten und Rittern ein glänzendes Fest, wovon man in jenen Zeiten als von einem Wunder sprach, und es so merkwürdig fand, daß sich die Beschreibung desselben bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Die Gesellschaft versammelte sich in einem sehr großen Saale, in dessen Mitte die Tafeln standen, an welchen gespeist werden sollte. Um diese Tafeln her war ein großer Raum, und an den Wänden war der Saal auf eine mannigfaltige Weise decorirt. Man glaubte überall in eine große offne Gegend hinzusehen, die — nicht etwa gemahlt, sondern künstlich durch wirkliche Bäume, Hügel, Gebäude u. s. w. nachgeahmt war. Unter denselben waren künstliche Maschinen angebracht, welche eine täuschende Bewegung hervorbrachten. Man sahe unter andern ein ganzes Meer, auf welchem die Schiffe umher fuhren. Diese künstlichen Gegenstände waren so groß, daß man überall, um die Täuschung noch zu vermehren, wirkliche Menschen und Thiere aller Art zwischen die künstlichen gestellt hatte, die durch ihre Handlungen mehr Leben in die Darstellung bringen mußten.

Als man bei der Tafel saß, öfnete sich eine große Thüre, ein Araber in riesenmäßiger Größe trat herein, und diesem folgte ein Elephant, der einen Thurm auf dem Rücken trug. Dieser Thurm, oder Schloß führte die Ueberschrift: Schloß des Glaubens. In

dem-

demselben saß eine Dame, weiß und wie eine Nonne gekleidet, welche die Religion darstellen mußte. An ihren Schultern war ein Papier befestigt, worauf die Inschrift stand: Die Gnade Gottes!

Der Araber ließ seinen Elephanten still stehen, da er dem Herzog gegen über war, die Dame Religion öfnete das Fenster, und hielt eine lange Rede, worin sie sich über die traurigen Zeiten, über die Drangsale, welche sie von den Ungläubigen — in Palestina — erleiden mußte, und über den geringen Eifer ihrer Diener beklagte. So bald sie geendet hatte, begab sich der Wappenkönig, unter dem Vortritt vieler Bedienten, und geführt von zwei Damen zum Herzog. Diesem präsentirte er zuerst die beiden Damen, und dann einen Fasan, der ein prächtiges mit Edelgesteinen und Perlen besetztes Halsband trug. Die beiden Damen überreichten nun, in Namen der Religion, dem Herzoge eine Bittschrift, in welcher er um Hülfe angefleht wurde. Der Herzog antwortete darauf mit einem feierlichen Gelübde, das so anfieng: Ich gelobe Gott meinem Schöpfer, vor alen Dingen, und der sehr glorwürdigen Jungfrau seiner Mutter, und nach dieser den Damen und diesem Fasan u. s. w.

Alle die bei dem Feste gegenwärtig waren, begleiteten dies, der Religion zu helfen, geleistete Gelübd mit einem lauten Zuruf, worauf alle anwesenden Ritter ihre besondern Gelübde auf den Fasan ablegten. Diese Gelübde bestanden in freiwilligen Bußen, die sie sich auflegten, z. B. an gewissen Tagen kein Fleisch zu essen und keinen Wein zu trinken; von keinem Tischtuch zu speisen — in keinem Bette zu schlafen — nie

die

die Rüstung abzulegen u. s. w. bis das Gelübd erfüllt seyn würde.

Nachdem die Dame Religion alle diese Gelübde angenommen hatte, stieg sie aus ihrem Glaubensschlosse herab, indem ihr zwölf Ritter entgegen kamen, und ihr zwölf andere Damen vorstellten, welche gleichfalls an den Schultern Zettel mit Inschriften trugen. Dies waren die Namen von zwölf Tugenden, als: Glaube, Liebe, Hofnung, Wahrheit, Gerechtigkeit u. s. w. Die Religion empfing sie sehr gütig, reichte dann ihre Hand einem Ritter, und eröfnete mit ihm den Ball, erst folgten ihr die zwölf Tugenden, dann alle übrigen Damen und Herrn, und so wurde das Fest mit einem allgemeinen Jubel beschlossen, und getanzt bis der Morgen anbrach! —

Um die Ceremonien dieses sonderbaren Festes ganz zu verstehen, muß ich noch einige Worte über das, in den ältesten Zeiten der Chevalerie sehr gewöhnliche, Pfauen- oder Fasanen-Gelübde (le voeu du Paon, ou du Faisan) hinzufügen. Wollten die Ritter ein feierliches Gelübde ablegen; so wurden dabei folgende Gebräuche beobachtet: Sie versammelten sich in einem geräumigen Zimmer; dann trat eine so prächtig als möglich geputzte Dame unter sie, welche einen gebratenen Pfau oder Fasan auf einer silbernen Schüssel trug. Der Vogel mußte — nachdem er gebraten war — wieder mit seinen natürlichen Federn geschmückt seyn. Nun traten die Ritter einer nach dem andern herzu, und legten ihr Gelübde über den Pfau oder Fasan ab; worauf die Dame denselben auf eine Tafel setzte, und denjenigen aus der Gesellschaft, welchen sie für den Tapfersten hielt, herbei rief, um den Braten zu zerlegen.

legen. Dies mußte nun so künstlich geschehen, daß jeder in der Gesellschaft, sie mogte nun so groß seyn wie sie wollte, ein Stückchen davon bekam, welches er verzehrte. Ein solches Gelübde zu brechen, wurde für sehr schändlich und entehrend gehalten.

Den Ursprung dieses Gebrauchs, oder auch nur seine eigentliche Bedeutung zu enträthseln, haben schon mehrere Historiker vergeblich versucht. Die Federn der Pfauen und Fasanen standen damals überhaupt in großem Ansehn. Die alten Troubadours trugen eine Krone von Pfauenfedern, welche die Damen verfertigten, und sie jenen Dichteru der Liebe zur Belohnung für ihre Verse schenkten.

Die Pfauen- oder Fasanen-Gelübde waren übrigens zu Philipps Zeiten längst aus der Mode, und er wiederhohlte diesen alten Gebrauch nur, um den Glanz seines Festes dadurch zu erhöhen.

Das Zauberlämpchen.

Dies Zaubermärchen ist zu lang, um es ganz in diesen Blättern mitzutheilen; doch hoff' ich, werden den Lesern einige Episoden aus demselben nicht unwillkommen seyn. Die Phantasie hat in Gedichten dieser Art einen freien Spielraum, und ihre Schöpfungen unterhalten um so mehr, je mehr sie von der Wirklichkeit abweichen, und — märchenhaft werden.

Es gab freilich eine Zeit, wo man alles Märchenhafte an Kinder verwieß, und keinen andern Scherz dulden wollte, als den, der sehr ernsthaft war — aber diese Periode ist längst vorüber; und man liest

wieder — ohne sich dessen zu schämen — tausend und eine Nacht!

Man wird also in einer Wochenschrift, die vorzüglich der Unterhaltung gewidmet ist, diese Fragmente eines unterhaltenden Märchens nicht an der unrechten Stelle finden.

Erster Gesang.

Was reißt mich fort auf kühner Dichter Spur
und hebt mich empor auf Ariostos Schwingen?
Ich schwebe leicht und frei auf seiner Wunderflur,
wo Ritter oft mit tapfern Schönen ringen,
und Zauberinnen die Natur
durch ein geheimes Wort bezwingen;
wo frei mein Lied ertönt; von Regeln nicht regiert,
weil die Begeisterung mich Flammenpfade führt!

Hoch schwillt im Busen mein pochendes Herz,
die goldnen Saiten erzittern —
Ich singe süße Lieb' und singe süßen Schmerz
von holden Schönen und irrenden Rittern —
und in dem Liede mischt die Laune frohen Scherz
mit Stürmen und mit Ungewittern —
Es rauscht — ein holder Traum! — um meinen trunknen Sinn
im wilden Strom der Phantasie dahin!

Aminta wandelte allein
auf stillen thauigen Gefilden
dem Hüttchen zu, und sah im Mondenschein
sich Schatten zu Gestalten bilden —
da hörte sie von fern um Hülfe schrein,
so bang und laut, daß sie mit ihrem milden
und guten Sinn, bei dem die Furcht nicht weilte,
voll Mitgefühl nach jener Gegend eilte.

Hier

Hier zeigte sich dem Aug' ein enges Thal,
worin die ew'ge Nacht mit ihrem Rabenflügel
dem Tage selbst die Farben stahl —
Mit seinem Roß hielt hier auf einem Hügel
ein Ritter, ganz mit blinkendem Stahl
gewappnet, an dem straffen Zügel
bäumt sich das Roß, und schwingt sich in die Runde,
doch stand es festgezaubert auf dem Grunde.

Der Ritter braucht den goldnen Sporn und schwingt
das scharfe Schwerdt vergeblich durch die Lüfte,
er ruft — umsonst! sein Rufen dringt
nicht weit durch die verwachs'nen Klüfte —
wohin er blickt, so weit sein Auge reicht, umringt
Verderben ihn und modervolle Grüfte —
bis endlich ihm, wo der Mond das Thal erhellt,
Aminta wandelnd ins Auge fällt.

Sie eilt daher in himmlischer Gestalt,
wohin sie tritt, entkeimt dem dürren Boden
des Frühlings Grün, mit Veilchen übermahlt —
der Moderduft flieht ihren Oden
und Schatten sterben wo ihr Auge strahlt —
Ihr goldnes Haar umwallt, trotz allen Moden
den Busen frei, und in dem Blicke lacht
was Lieb' und Unschuld seelig macht. —

Der Ritter staunt. Der Königin der Feen
gleicht die Gestalt — er hat noch nicht
mit diesem Reiz ein sterblich Mädchen gesehen —
Wer du auch bist, so ruft er, dein Gesicht
verkündet Mitleid mir — o hör mein Flehen,
und laß mich dem Verderben nicht! —
Ein Zauber, der nicht wankt noch läßt,
hält unbeweglich mich hier fest!

Doch würdest du mit deiner Lilienhand,
o Göttin! nur mein Roß berühren,
so löste sich das Zauberband! —
Aminta stutzt, wozu wird dies sie führen?

Ihr — die bis dahin nur Elwiren
ihr altes Mütterchen gekannt;
scheint unser Mann, so sehr er ihr gefällt
ein Wesen aus der Feenwelt!

Doch o Natur! allmächtig prägtest du
in jedes Herz den süßen Zug der Liebe —
Aminta fühlt, es keimen neue Triebe
in ihrer Brust, und stöhren ihre Ruh —
und doch sieht sie dem holden Ritter zu,
und wünscht daß er bezaubert bliebe!
damit — wenn ihr das Schicksal es vergönnte,
sie ewig ihn beschauen könnte!

Allein der Ritter ist so leicht nicht abzuspeisen,
er wiederholt mit sanftem Ton sein Flehn —
er hatte einst auf seinen Reisen
den großen Agramont desehn,
den Weisesten von allen Weisen
die in der Zukunft Dunkel spähn —
und dieser sprach: das stärkste Zauberband
das je dich fesseln kann, lößt eine Mädchenhand!

Er fleht so zärtlich, und Aminta naht sich kaum
und legt die Hand an den beschäumten Zaum,
so springt der Ritter frei vom Pferde
und wirft mit zärtlicher Geberde
voll Dankbarkeit vor ihr sich auf die Erde!
Aminta wars als wie im Traum,
sie sank mit zärtlich, unschuldvollem Sinn
an seinen trunknen Busen hin!

Doch ach! von fern belauscht in seinem Glücke
das sichre Paar, die mächt'ge Zauberin,
und Furcht und Zorn mahlt sich in ihrem Blicke —
Er ists! In ihm lößt des Orakels Sinn
sich auf! Doch — trotz sey dem Geschicke!
so ruft sie aus, und starret auf ihn hin —
ich fürchtete den Arm des jungen Thoren
und ohne Kampf gäb' ich den Sieg verlohren?

Doch

Doch — o der Quaal! warum vergißt
mein Herz so oft, was Atlas selbst geschworen;
daß er allein mein Schutzgeist ist?
hab' ich nicht ohne ihn den ganzen Kampf verlohren?
und doch ward er zu meiner Quahl gebohren. —
O mir zu Hülfe — Höll! und List!
So rief sie, und gehüllt in Sturm und Ungewitter
flog sie dahin, und raubte die Schöne dem Ritter!

* * *

Aminta ging an ihrer Mutter Seite
im Thal — da rauscht es durch den Wald,
die schlaue Alte merkte bald
was hier sich nah'te; eilt und streute
geheime Körnchen ihr mit magischer Gewalt
in's weiche Haar, und wie des Todes Beute
sinkt schnell Aminta hin – entschlummert, starr und stumm;
allein im Augenblick formt sich die Alte um.

Die schönste Nymphe steht sie da. Die seidnen Locken
umwallt ein goldgewirktes Band —
und Schnee, rein wie des Winters Flocken,
bedeckt' die Stirn, und auf den Wangen stand
die blüh'nde Rose — Sterne locken
im schwarzem Aug, und ein Gewand
das rund umher den Hain mit Duft erfüllet,
hebt eine Brust, die es nur halb verhüllet!

So naht sie sich dem Ort, wo das Geräusch sie stöhrte,
und wo von fern ihr feines Ohr
Verirrte Männertritte hörte —
nun lauscht sie, bückt sich bald, und hebt sich bald empor,
und sieht — was ihre Wünsche mehrte;
Ein junger Rittersmann tritt stolz und frei hervor —
geharnischt ganz, mit Helm und Schwerdt und Schild
zeigt ihr sein Wuchs Alzidens Bild.

Wie süß entschlummert, sinkt sie nun an einen Baum,
der Ritter sieht sie — und erbebet!
Ihm ist's als fände er im Traum
die Göttin die um Paphos schwebet —
mit süßen, neuen Wünschen strebet
sein Herz empor — er hält sich kaum
die schöne Schläferin zu küssen,
und wirft sich schmachtend ihr zu Füßen.

Jetzt wacht sie auf, und der Erschrockne siehet
ihr Auge — o kein sterblich Auge strahlt
mit diesem Feuer! Sein Muth entfliehet —
er zittert — doch auf seiner Wange mahlt
die Liebe sich, die seine Brust durchglühet —
vergieb, so stammelt er, vergieb's der Allgewalt
der Schönheit, die wie Zauber dich umschwebet
daß Rino hier zu deinen Füßen bebet!

Die Zauberin sieht sein glühendes Gesicht —
ihr Herz klopft laut — die Furie bedenket
des Edlen Schicksal — doch die Pflicht
ruft hier umsonst, und lenket
den frevelvollen Vorsatz nicht!
Sie heuchelt Zärtlichkeit, und senket
das schöne Haupt, des Sieges sich bewußt,
und drückt den Zitternden an ihre heiße Brust!

Nun winkt sie lächelnd mit der Hand,
da kömmt aus hoher Luft ein Wagen angeflogen,
von Gold und Steinen schimmernd, leicht bespannt
mit Schwänen die wie Rosse zogen. —
Sie stiegen ein, und machten hohe Bogen
in freier Luft — und Wald und Erde schwand
aus ihrem Blick, sie flohn die niedre Atmosphäre
und schwammen hoch im reinen Aethermeere.

Dem Ritter wurde bang — das Fliegen
War seine Sache nicht, doch — lassen wir ihn ziehn!

— — — — — — — —

Jetzt kehren wir zurück zu unserm schönen Ritter,

mit

mit dem die Zauberin floh — den Paladin
macht die Gewohnheit jetzt schon kühn. —

Er sieht herab von seinem goldnen Wagen,
und o! ein runder Ball die Erde dort
versinken! bang erstirbt das Wort
ihm auf der Zung' — er wagt es nicht zu fragen,
wohin die schnellen Schwän' ihn tragen —
doch glücklich dünkt ihm jeder Ort,
wo ihn das schönste Mädchen der Welt
im weichen Zauberarme hält!

Er zieht den Kopf zurück, und rückt geschwinde
so nah er kann zur Adelinde.
„Mit dir verlaß ich gern die Welt
„wo's nie dem Braven ganz gefällt. —
„So spricht er, denn ich weiß ich finde
„mit dir ein Paradies!" Sie hält
mit süßem Lächeln und Betheuerungen
den weißen Arm um seinen Hals geschlungen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Ludwig XIV gab dem berühmten Boileau ein jährliches Gehalt von 1000 Rthlr. Als sich der Dichter mit der königlichen Verordnung zu dem Zahlmeister begab, von welchem er das Geld empfangen sollte, sah' ihn dieser, indem er die Verordnung las, bei den Worten:

„Wir geben diese Besoldung dem Boileau, wegen des Vergnügens, das wir über seine Arbeiten empfunden haben."

mit

mit großen Augen an, und frug mit Verwunderung: Was machen Sie denn für Arbeiten? Boileau verneigte sich ehrerbietig und antwortete: Ich bin ein Maurer! So! erwiederte jener, und zahlte das Geld.

Im Jahr 1776 starb in London ein Kaufmann, der ein Vermögen von 60,000 Pfund Sterlinge hinterließ. Er setzte einen Verwandten — der kein Kaufmann war — zu seinem Universalerben ein; jedoch mit der seltsamen Clausel: daß er bei Verlust der ganzen Erbschaft, alle Tage von zwei bis drei Uhr auf der Börse erscheinen solle. Der Herr von Archenholz kannte diesen Erben, und war ein Zeuge seiner grossen Unzufriedenheit. Er befand sich in Londen wie ein Gefangner, und durfte nicht die kleinste Reise unternehmen, weil die Stiftungen, denen in Uebertretungsfall jener Clausel, die Erbschaft zufallen sollte, ihn genau bewachen ließen. Nur des Sonntags, und an hohen Feiertagen war es ihm erlaubt, sich von der Stadt zu entfernen, weil an diesen Tagen die Börse verschlossen ist. Alle andre Tage fuhr er um 2 Uhr dahin, ging eine Stunde, ohne jemanden zu sprechen, oder sich um irgend ein Geschäft zu bekümmern, darauf herum, und fuhr dann mißvergnügt zu Hause.

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

Rauchschwalbe.

Silbenräthsel.

(Zweisilbig.)

Die erste.

Ich bin nur ein Theil der Zweiten, und zwar der Mittelste von dreien. Ohne mich könnte das Oberste nicht bestehen, und mein Daseyn hängt von dem Untersten ab; doch um mich zu benutzen, zerstöhrt man gewöhnlich alle drei.

Die zweite.

Ohne mich fehlte der ganzen Erde eine ihrer ersten Zierden; ohne mich sengte dich in der heißen Zone der glühende Sonnenstrahl, und tödtete dich im kalten Winter der Frost! Ohne mich entbehrte dein Gaumen seine leckerhaftesten Bissen — ohne mich könntest du die Meere nicht durchschiffen, und müßtest tausend Bequemlichkeiten entbehren, und doch — kostet meine Nutzbarkeit mir gewöhnlich das Leben!

Das Ganze.

Ich gelle viel und gelte wenig — mein Werth hängt von Ideen ab. Mancher wirft mich umsonst weg, und mancher sucht mich durch tausende zu erkaufen! Ein Kind der Gewohnheit, leb' ich und sterbe mit ihr!

Dieser Erzähler nebst dazu gehörigem Kupfer wird alle Wochen in Breslau in der Buchhandlung bei C. Friedrich Barth jun. auf dem Naschmarkte an der Stockgassen-Ecke in No. 2020 ausgegeben, und ist auf allen Königl. Postämtern zu haben.



Schloſs Lohmen

